



Abend =

Zeitung.

70.

Dienstag, am 22. März 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Bei der Aufführung des „Landwirths“,
Schauspiel in vier Akten, am Schlusse des zweiten Akts.
Dresden, am 5. März 1836.

— Und warum tritt diese Thräne
Mir unwillkürlich in's Auge?
Sieht es doch unter dem Monde
Kummer und Leiden unzählig,
Die uns zum Mitgefühl drängen;
Sieht es doch unter dem Monde
Thaten erhabener Größe,
Die uns zum Beifall begeistern;
Aber die männliche Thräne,
Preisgewinn seltner Erscheinung —
Darf nicht entgleiten dem Auge,
Das sich, entfremdet der Täuschung
Wendet zur Sonne der Wahrheit.

Illusion mögt ihr nennen
Was uns in Fernung und Färbung
Anspricht im Raume der Bühne;
Obwohl zweideutig der Ausdruck,
Auch eine Täuschung bezeichnend.
Dennoch, wie streng die Bemerkung,
Scheidend im Bühnengebiet
Illusion von der Wahrheit,
Dennoch — so lehrt die Erfahrung —
Wird es dem Genius glücken,
[Ihm, der die Wahrheit im vollen
Gegensatz künstlicher Lüge
Uns darzustellen vermochte,*)]

*) Beziehung auf das Schauspiel: „Lüge und Wahrheit“,
das, mit allgemeinem Beifall aufgenommen, wir dem-
selben Genius verdanken.

In schöner Wahrheit Gebilde
Illusion zu verweben.

Solch' eigenthümliches Kunstwerk
Zeichnet den emsigen Landwirth,
Einfach, voll kräftigen Sinnes,
Fern von des Städters Verbildung;
In ihm den dankbaren Neffen,
Der in dem reinen Gemüthe
An den Betrug nicht mag glauben,
Den sein Wohlthäter verschuldet.

Aber am reichsten entfalten,
Unter des Genius Schwingen,
Sich die Motive der Dichtung
In dem Gebiete des Wohlthuns,
Oh' noch der Vorhang, wie ungern,
Näh're Erwartung verzögernd,
Sich unter rauschendem Beifall
Nieder zum zweiten Mal senkte.

Denn wo die eigne Beschränkung
Nach dem Verhältniß der Mühen
Würdert das spärlich Erworb'ne
Für der Wohlthätigkeit Zwecke,
Da giebt in richtiger Wage
Solch' eines Eigenthums Quentlein
Sinkender Schale den Ausschlag.

Dennoch versendet die Milde
Von dem Geschenke des Dheims,
Unaufgefordert, des Ganzen
Größere Halbscheid den Kernern.

Anlaß zum Wohlthun fehlt nimmer!
Seht, ein entf.en.er Bekannter,

Landwirth, unähnlichen Schlages,
 Bittet, gedrängt von dem Pacht Herrn,
 Rückstand der Pachtung zu tilgen,
 Um ein bedeutendes Darlehn.
 Ihm heut der hilfreiche Landwirth,
 Was ihm noch übrig geblieben
 Von jener mäßigen Gabe,
 Die ihm der Dheim gespendet.

Doch ein feindseliger Dämon,
 Der sich des Pächters bemächtigt,
 Reizt den zornmüthigen Borger
 Zu dem gehässigen Vorwurf:
 Daß unzulänglich die Baarmacht,
 Weil unzulänglich der Wille,
 Steigert den Vorwurf zur Unbill,
 Diese zum Bild der Verzweiflung,
 Die ihn muß drängen zum Selbstmord,
 Ihn, schon zur leidigen Hälfte
 Anheimgefallen dem Bösen.

Doch unerwartete Rettung!
 Denn ein wohlthätiger Engel
 Steht ihm zur Seite — der Landwirth!
 Muster besonnener Haltung,
 Richtig erwägend das Nächste,
 Fehlt es ihm nimmer an Mitteln;
 Wenn auch erschöpft ist die Baarschaft,
 Ist unerschöpflich die Liebe!
 Was, als der sterbenden Mutter
 Theuerstes, liebstes Vermächtniß,
 Einzig ihm eigen verblieben,
 Demantring, Uhr, was vorhanden,
 Reicht er dem Pächter, ermächtigt
 Diesen, der hart und vermessen
 Ihn der Hartherzigkeit zeihete,
 Daß er die köstliche Fahrniß
 Nütze, verwerthe, verpfände,
 Wie der Bedarf es erheischt,
 Zahle den dringlichen Pachtzins,
 Wieberaufhelfe dem Hausstand,
 Rette das Weib und die Kinder!

Einfache Größe im Wohlthun,
 Opfernd die einzige Habe!
 Mehr noch! in dieser das Liebste,
 Durch die Erinnerung geheiligt,
 Um keine Preise verkäuflich,
 Dennoch mit Freuden geboten,
 Als sie für's Heil des Bedrängten,
 Als sie für's Herz des Erretters
 Zwiefach im Werthe gestiegen!

Da hat mich Rührung ergriffen,
 Welche dem Genius hulbigt,
 Der, wo er wirket und waltet,
 Gutes verbindet dem Schönen,
 Zartes und Kedles dem Wahren;

— Und darum trat diese Thräne
 Mir unwillkürlich in's Auge!

I. XIV. VI.

Das Mahl und die Mahlzeit.

Die „Mahlzeit“ — ein gutes deutsches Wort, das man nur recht ansehen muß, denn es will was sagen und sagt auch was. Alles, was man im Fluge genießt, ist nicht sonderlich genussreich; selbst den Flug des Dichters, der ohnehin stets sehr moderirt seyn muß, soll man sitzend oder liegend betrachten, am besten auf dem Sofa oder auf einer Rasenbank; doch ist auch der Sorgenstuhl neben der Ofenecke nicht undienlich. Man soll sich ja zu allem Zeit nehmen, und hat man sich auch schon nicht wenig genommen, so soll man sich noch mehr ausbitten, und immer mehr und mehr, denn wenn auch die Zeit selbst etwas sehr Endliches ist, so bleibt doch stets guter Borrath. — Und warum wollten wir nicht so viel als irgend möglich Zeit dem Mahle widmen, welches uns ja am besten erinnert, daß wir noch im zeitlichen Leben seßhaft sind. Alle Völker, so viel ich irgend weiß, reden nur von einem Mahle; das aber ist für uns viel zu kurz und deshalb setzen wir sogleich die „Zeit“ dazu, woraus für unsere Phantasie eine doppelte Freude entsteht. Wie kalt und fast genusslos eifertig fliegen die Wörter repas, diner, souper dahin! sie können weder in das Herz, noch in die Phantasie dringen, und nicht ohne Erröthen stehen sie neben unserem gedlegnen kräftigen „Frühstück“ (erstes, zweites, drittes), „Morgenbrot“ (ein stattlicher Amphimacer), „Mittagsmahlzeit“ (der herrlichste Doppelspondeus)! Hier ist Gründlichkeit und Erhabenheit im Ausdruck vereint. Das Wort „Bespern“ erscheint dagegen als aufgedrungener Fremdling zu dünn und flüsternd; es ist als schämte man sich gleichsam — schon wieder zu essen, ein Gefühl, das als ungeziemend und genussstörend ganz verbannt werden sollte, auch sagt man hie und da in Niedersachsen und Westphalen mit ruhigem Stolze: „das vierte Mahl“ halten, was, mäßig genug, nur auf zwei Frühstücke und eine Mittagsmahlzeit hindeutet. Die Franzosen können sich freilich mit ihrem charakteristischen dejeuner (sich entnüchtern) ein wenig brüsten, aber auch nur ein wenig, denn das bereits gerügte Dünne und Flüßtrige klebt doch auch diesem Ausdrucke an. Sollte man uns aber das Wort „Schmaus“ als einsylbig und deshalb unstatthaft vorwerfen, so brauchen wir es nur mit der gehörigen Großartigkeit und Würde auszusprechen, um Jedermann deutlich zu zeigen, daß diese eine Sylbe mehr bedeutet als zehn schwindfüchtige dejeuners, und daß sie eine Welt voll

Genuß in sich trägt. Nur das *dejeuner à la fourchette* achten wir mit Recht und haben es trotz unsers Patriotismus in Schutz genommen, doch mußte es vorher im bürgerlichen Leben umgetauft und in ein „Sabelfrühstück“ verwandelt werden. Das klingt nun ganz leidlich, aber so recht kann ich es doch nicht loben, denn die mimische Bedeutsamkeit des Wortes stört mich. Mir ist als seyen die Menschen dabei nicht in der gehörigen Ruhe, oder als ständen sie wohl gar dabei und sprächen von Politik und Literatur, wobei selbst der köstlichste Gansensflügel nicht recht mundet; ja ich sehe sogar einige allzu muntere Leute dabei aus einem Zimmer in das andere laufen — ein ängstlicher, verlegender Anblick! — Räumt man mir aber diese Phantasie nicht ein — (man sieht, ich denke selbst in der Begeisterung an meine etwaigen Gegner) — so muß mir wenigstens jeder Erfahrene zugeben, daß ohne Geschäftigkeit und mit der bloßen Gabel wenig auszurichten ist, und ich verhehle nicht, daß ich in solchen Fällen etwas Sehnsucht nach einem guten, stattlichen Löffel empfinde, die ich jedoch aus Urbanität im wirklichen Leben nicht ausspreche.

Merkwürdig und erfreulich ist auch, daß selbst nach dem bereits erwähnten „Wespennest“ nicht bloß noch eine „Abendmahlzeit“ erfolgt (das versteht sich von selbst), sondern auch noch durch den allgemeinen Sprachgebrauch ein „Nachtessen“ und ein „Nachttrunk“ erforderlich ist. Die Nacht ist eine gefährliche Göttin und man sagt ihr recht verdrüsslich derb nach, sie sey keines Menschen Freund; was können wir also Besseres thun, um sie zu bestehen, als uns durch Speise und Trank gehörig zu stärken? Es flattern bekanntlich viele phantastische Träume von ihrem sternbesäeten Schleier auf den Schlämmernden hernieder, was einem ehrlichen Manne sehr unbequem seyn kann; hat er aber während des ganzen Tages jene trefflichen deutschen Ausdrücke nicht bloß bewundert, sondern ist ihnen auch durch die That nachgekommen, so ist er freilich nicht ganz gesichert vor dem — Abdrücken; wohl aber vor allen jenen poetischen Träumen, mit denen er doch bei Tage nichts anfangen kann, denn Niemand bezahlt sie.

Doch genug. — Eine Lobrede, auch die gerechteste, darf nicht zu lang ausfallen, und so muß ich diese kritischen Beiträge und Studien der sinnig mystischen deutschen Umgangssprache wider meinen Willen schließen, denn auch hier gilt die medicinisch-ästhetische Regel, daß man aufhören solle, wenn es am besten schmeckt. Doch ist des ewigen Lorbeers noch viel auf diesem Felde zu pflücken.

Franz Horn.

Schmetterlinge und Bienen.

— Die Franzosen haben angefangen die Deutschen in ihren Thorheiten nachzuahmen, wie es weiland und bis jetzt die Deutschen in Bezug auf die Thorheiten der Franzosen machten. Nachdem sie sich die Köpfe mit deutscher Philosophie verrückten, geriethen sie zuletzt an die Kritik. Alle Journale haben jetzt bestellte Recensenten, die die Folio-bände auf Quartbände, die Quartbände auf Octavbände und die Octavbände auf Taschenbücher reduciren.

— Das Geschäft der Kritik soll seyn das Gute hervorzuheben und anzupreisen und das Schlechte auszusuchen und herabzuwürdigen. Statt dessen was thut sie? Sie lobt und tadelt, was weder gut noch schlecht, was gar nicht der Rede werth ist.

— Warum sind die englischen und französischen Journale stets mit neuen und anziehenden und die deutschen umgekehrt gewöhnlich mit alten und uninteressanten Sachen angefüllt?

— Die deutschen Literaturzeitungen sind entschieden weder kalt noch warm. Sie reichen allen Menschen die Hände und treten keinen mit Füßen. Wenn ich König oder Kaiser wäre machte ich dieser schönen Eigenschaft wegen alle diese Journale zu politischen Zeitungen.

— Der Schauspieler Terrmann hat in Köln die Narrheit mit einem Buche, überschrieben: „Das Wespennest.“ herausgefodert. Er wird finden, daß die Narren in diesem Köln ihre Rollen besser lernen als ein Schauspieler und daß es in allem Ernste in ein Wespennest stechen heißt, wenn man gegen die Schellenkappe zu Felde zieht.

— Der kölnische Carnaval hat einen Vorzug vor dem römischen, er ist gröber. Statt mit Confetti wirft er mit Pflastersteinen, und statt mit Wisz sicht er mit Knütteln. Nichts desto weniger ist der kölnische Carnaval ungemein witzig.

G l ü c k.

Glücklich ist die Blüthe, welche
Sich erschließt in heitern Tagen
Und das Kind, das sanfte Arme
In des Lebens Frühling tragen.

Doch vor allen Andern glücklich
Müssen wir den Dichter nennen,
Wenn dem ersten seiner Lieder
Ward ein herzlich Anerkennen.

Thella.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Hamburg.

(Schluß.)

Ueber die neu einstudirte Schiller'sche Tragödie: „Die Jungfrau von Orleans“, können wir wenig Rühmliches sagen. Der Schauspieler, welche dergleichen darzustellen im Stande sind, werden immer weniger, und so sollte man sich allein auf das Lesen der Schiller'schen Stücke beschränken. Das Publikum wird schwerlich durch solche Darstellungen wieder Geschmack daran gewinnen.

Ein recht fades Geschreibsel erschien vor einiger Zeit über das hiesige Stadttheater, voll Einseitigkeit und unreif im Urtheil. Es rief noch einige ähnliche Broschüren hervor, die sich ihm würdig an die Seite stellten. Durch dergleichen aber wird für die wahre Kunst nichts gefördert. Das Uebel, welches zu bekämpfen wäre, ist leider ein allgemeines in Deutschland; unsere Bühne, ein Privatunternehmen, muß sich nach ihrer Decke strecken, und mit dem Ströme fortschwimmen, will sie nicht erstarren oder zu Grunde gehen. Die Hoftheater, denen Tausende geopfert werden, müßten mit Ernst den Impuls geben; sie können es, sie sollten den Geschmack zu bilden suchen. *Dixi et salvavi etc.*

Kaver Xenophon Meyer,
gen. Jocosus.

Aus Darmstadt.

Anfang März 1836.

„Die Entführung aus dem Serail“ von Mozart — diesem unsterblichen Genius, der aller Revolutionen der geistigen wie der materiellen Welt, aller müßiggängerischen Modetheorien, allem einreisenden barbarischen Geschmacks trost, der in das Reich des wahrhaft Schönen den ernstesten Geschäftsmann und den tändelnden Stutzer, den heißen Politiker und den kühlen Philosophen mit sich fortreißt, und Alle vergessen macht, was sie, würdig oder thöricht, beschäftigt, — „die Entführung aus dem Serail“ war die erste Oper der letzten Abonnements-Abtheilung und verdient für ihre Erscheinung auf dem Repertoire und ihre gute Aufführung einer besonderen dankbaren Erwähnung. Noch keine Vorstellung wurde so freudig von einem gefüllten Hause aufgenommen und mit so viel Theilnahme und Beifall durch fast alle einzelnen Musikstücke begleitet. Madame Marra zeichnete sich als Constanze aus, und so gewohnt man an ihre vorzüglichen künstlerischen Leistungen ist, so übertraf sie doch aller Erwartung in dieser eben so schwierigen als glänzenden Partie. Madame Marra versteht die Compositionen und trägt sie nach ihrem Charakter vor, so muß sie stets neu und interessant und des allgemeinen Beifalls würdig bleiben. Herr Delcher sang den Osmin schön, lebendig, mit Kraft, Deutlichkeit, Gleichmäßigkeit seiner Tonen, weichen Bassstimme, und fand rauschenden Beifall. Herr Demis hatte durch den Vortrag der beifälligst aufgenommenen Arien des ersten Akts Hoffnung gemacht, auch die beiden anderen, fast unentbehrlichen, zu hören, aber diese Höhe der Hoffnung schwand, wahrscheinlich mit der Höhe der Stimme. Dlle. Madler, als Blondchen, sang gluckenhell und rein, wofür der gewohnte Beifall nicht ausblieb, — auch Herr Schnepf spielte als Pedrillo, — Orchester und Chor wirkten glänzend, — Herrn Fischer's edle Erscheinung, als Bassa Selim, gab dem Ganzen noch den in Opern seltenen Glanz künstlerischer Darstellung, — die neuen Decorationen und Costüms

waren glänzend und geschmackvoll, kurz man ging mit Befriedigung, wünschte baldige Wiederholung und gelobte das Wiederkommen. —

In diesen Tagen gab Herr Mulder, aus Amsterdam, mit seinen beiden Kindern, von neun und vierzehn Jahren, ein Concert, in welchem letztere sich als reich talentirte und geübte Pianofortespieler vielen Beifall erwarben. —

Die Eisenbahn, welche von Frankfurt nach Mannheim beabsichtigt ist, beschäftigte bisher auf das lebhafteste die Gedanken und Geldmittel aller Stände. Alles wurde von der Aktienwuth ergriffen und bald war die Summe des Bedarfs überschritten, die Liste wurde geschlossen und immer strömten noch Leute zu und boten, was sie hatten und nicht hatten. Die Sache ist nun bei der Regierung anhängig und es steht zu erwarten, daß sie der Provinz die Gelegenheit zur Circulation und Vermehrung ihres Vermögens nicht, für fremde Schmarozer! — entziehen wird. —

Aus Prag.

Januar und Februar 1836.

Am letzten Abende des Jahres 1835 sahen wir zum ersten Male: „Die Sprichwörter“, vier dramatische Gemälde von Eybow. Das erste dieser Gemälde heißt: Noth bricht Eisen, und Noth fanden wir auch darin, doch kein Eisen! Die Hauptperson ist ein Maler, der kein Geld und keinen Paß hat, aber eine Frau und ein krankes Kind, und bald wird er auch keine Wohnung mehr haben, denn er logirt in einer Wirthsstube, aus der ihn der Wirth nächster Tage herauswerfen will. Er zieht ein altes Pistol heraus und will, und will nicht — da kommt ein Edelmann mit sehr viel Geld, er hält ihm das Pistol vor und verlangt Geld, aber er hat vergessen, den Hahn zu spannen, das sieht der Edelmann, entwaффnet ihn, zahlt für ihn und nimmt ihn mit sich auf sein Gut, daß er ihm die — Zimmer ausmale! Der Repräsentant des zweiten Gemälde: Was Hanschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, ist ein Landjunker, Jakob von Guldenthal, der als Deconom ohne alle feinere Bildung herangewachsen ist, gleichwohl anfangs recht gesunden Menschenverstand zu haben scheint. Seine Mutter will ihn nachträglich zum Weltmann bilden und mit einem vornehmen Fräulein vermählen, doch ihr System bewährt sich sehr schlecht, denn so bald sie mit einem Privatgelehrten, Tanzmeister und Musiklehrer angekommen ist, wird der Junker so töpeltast, daß er seiner bestimmten Braut einen Schnaps anbietet. Herr Ernst, welcher diesen Hans-Jakob gab, ist in der Darstellung solcher gemüthlicher Naturmenschen gewöhnlich glücklich, und würde auch heute seine Aufgabe recht lobenswerth gelöst haben, hätte er nur — seine Rolle gewußt. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme heißt ein drittes Gemälde, und darin ärgert sich ein pensionirter Hauptmann, daß sein Sohn immer Geld braucht. Er fragt seinen Sancho Pansa, einen alten Invaliden, den er nebenher zur Erforschung seines Gewissens zu brauchen scheint, ob er sich nicht ganz anders betragen habe, da erfahren wir aber, er wäre in seiner Jugend eben so gewesen, und da giebt er auch seine Einwilligung in eine Heirath seines Sohnes. Die Herren Bayer (Hauptmann), Fischer (Invalid), und Grabinger (Obersforster), gaben ihre Rollen mit so viel Sorgfalt und Lebendigkeit, als hätten sie in einem klassischen Werke gespielt, und verdienten den reichen Beifall, der ihnen zu Theil wurde, in vollem Maße. —

(Die Fortsetzung folgt.)